

(Nachdruck verboten.)

33]

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

(Schluß.)

Urban trat an das geöffnete Fenster und warf einen kurzen Blick hinaus. Ein Gewitter war im Anzuge. Das wird das Fieber der Kranken noch erhöhen, dachte er.

Die ersten Tropfen fielen, schwer klappernd wie Hagel, und der Donner rollte.

Da Bursgl noch nicht erwacht, trat er rasch vor die Hausthür.

Schwarzes, schweres Gewölk zog über das Westergehölz her, mit seinen weißlichen, zerrissenen Säumen die Wipfel der Bäume streifend. Das fahle Licht ringsum erlosch immer mehr.

Ein scharfes Wetter! Oben auf den Bergen regnet es wehl schon in Strömen, dem Rauschen des Achenbaches nach, dessen Wellen jetzt schon weiß aufblitzen zwischen den jetzt in bläuliche Nacht gehüllten Fichten und Tannen.

Jetzt ging es los! Er mußte in das Haus zurück flüchten vor dem Guß, der jetzt herabdrasselte.

Bursgl war erwacht. Sie saß aufrecht, mit beiden Händen an die Lehne des Bettes sich festklammernd, und starrte zum Fenster hinaus, vor welches sich ein weißer, rauschender Schleier gelegt.

Sie streckte ihm hilfesuchend die Arme entgegen.

„Komm do! I frig' ja kein' Atem mehr! Net auf 'n Arm — wenn s' alle herscham, die Herrn und Damen. Nur fort! Fort! I hör 'n ja scho rausch'n — und wenn i nimma 'nüber kann. — Lorenz, Lorenz! Schlag mi net!“

Ihre Fieberphantasien, welche sichtlich das Unwetter draußen erregte, klangen wie eine Mahnung für Urban.

Wenn jetzt der Achenbach käm', wie damals nach dem Fest, noch ärger vielleicht, und er allein mit dem todkranken Weib!

Währenddem er Bursgl gewaltsam im Bett zurückhielt, lauschte er. Der Sturm schien sich gelegt zu haben, auch kein Donner war mehr zu hören, aber ein ganz fremdartiges Säusen und ein dumpfes Grollen, nicht von oben, sondern von unten, als ob der Boden wankte, — dabei war fast völlige Nacht eingetreten.

Er mußte hinaus, doch Bursgl umklammerte ihn mit der Kraft, die nur Fieber und Wahnsinn verleihen. Er hätte ihre Hände mit Gewalt lösen müssen. Da vernahm er einen Laut, der ihn mit Entsetzen erfüllte: das Brechen und Bersten von Holzwerk, das Brüllen sich heranwälzender Wasser.

Gewaltsam riß er sich los.

Er kannte nur zu gut die rasende Schnelligkeit, die verheerende Gewalt der entfesselten Elemente. Doch unter der Thür rannte er mit einem Manne zusammen, er erkannte ihn an den blinkenden Uniformknöpfen — Flori!

„Wo is die Resl?“ fragte dieser atemlos, ohne Urban in der Dunkelheit zu erkennen.

„Da is Dei' todkrante Muatter und i, der Urban! Sonst niemand.“ erwiderte Lehner.

„Und 's Resl hast drüb'n lasi'n? Der Achenbach is durch, in fünf Minuten is kein Stein auf dem andern. Lehner! Dein Kind! Dein einzig's Kind!“ flehte er.

Doch Urban zögerte noch immer, auf die Kranke blickend, welche jetzt regungslos lag.

Da packte ihn Flori und schleuderte ihn zurück.

„So bleib, feiger Tropf!“

Im nächsten Augenblick war er schon im Freien.

Der Achenbach hatte sich ein neues Bett gegraben, und mitten darin, von seinen mit mächtigen Baumstämmen und Felsblöcken bewehrten dunkelbraunen Wogen umtost, stand zitternd in allen seinen Zugen der Lehnerhof.

Eben noch, als Flori in sein Haus getreten war, in der Ueberzeugung, Resl dort in Sicherheit zu finden, war noch ein Bugang über die hochgelegene Tennenbrücke denkbar gewesen, doch an Stelle derselben klaste der gesprengte Wogen über dem Wasser.

Von Osterlösen her nahen Leute mit Windlichtern. Bei

dem Lärm der Elemente war an ein Rufen und Antworten nicht zu denken.

Hinüber mußte er, in fünf Minuten war alles verloren.

Das Licht schien wieder zuzunehmen, der dicke Regen nachzulassen, er ließ wenigstens den Blick wenige Schritte vorausdringen.

Flori war jetzt mitten im Tumult der entfesselten Wasser, ein Horn packte ihn gegen das tödliche Element und verlieh ihm Kraft.

Plötzlich tauchte aus dem strömenden Grau etwas sich Bewegendes auf, ein leuchtendes, sein Letztes einsehendes Geschöpf. Es hatte sichtlich nicht die Kraft, dem Anprall der Strömung zu widerstehen, und trieb abwärts.

So wenig auch die Formen Menschliches hatten, Flori rief doch den geliebten Namen — und es kam Antwort. Also ein Mensch! In diesem Augenblick war die Erscheinung schon wieder verschwunden.

Nach! Besinnungslos, schwimmend, zwischen Balken, Brettern, Hausrat aller Art sich durcharbeitend. Wieder tauchte es auf, dicht vor ihm — Lenz!

Ein jäher Schreck packte ihn. Um diesen Glenden versäumte er vielleicht die Rettung Resls. Da rief er ihn an.

„Flori, i hab's! I hab's!“ antwortete dieser triumphierend. „Nur schnell! Schnell! I kan nimma —“

Lenz hatte glücklich eine Stelle erreicht, wo gestemmte Trümmer eine förmliche Insel bildeten, welche, sich an das Geröll des neu gebildeten Ufers lehrend, vor Verschwemmung gesichert war. Hier brach er entkräftet mit seiner Last zusammen.

Doch ehe Flori dahin gelangen konnte, tauchte dicht neben Lenz Urban auf, welcher, nachdem ihn die Scham aus dem völlig ungefährdeten Hof getrieben, vorsichtiger als der stürmische Flori in dem alten Bett des Baches dem Ort der Zerstörung gefahrlos sich genähert.

Flori konnte nur erkennen, wie er die Arme ausstreckte nach seinem, wie es schien, ohnmächtig in den Armen des Lenz liegenden Kinde.

Da geschah vor seinen Augen etwas Ungeheuerliches.

Urban stieß einen wilden Fluch aus, die beiden Männer umfaßten sich, rangen mit einander, zerrten sich gegen die reisende Strömung, und zwischen den Trümmern hing Resl, seinen Namen rufend. Als er sie glücklich erreichte, nach ihr faßte, wies sie vor sich hin, wo in der reisenden Strömung Baumstämme, Wurzelwerk und Balken und Stämme drohend wirbelten, während unter den Wassern mit dumpfem Grollen Felsen sich wälzten; mitten drin kämpften die Brüder einen wahnsinnigen, lautlosen Kampf. Die Ueberraschung, das Unbegreifliche des Anblickes lähmte Flori, abgesehen davon, daß jede Hilfe nutzlos war.

Ein alles Getöse der Elemente übertönendes, dumpfes Krachen, Splintern, Rollen erfüllte die Luft — der Lehnerhof war dem Achenbach gewichen! Und gleich darauf schoß es verwirrend vorbei, hinab in den Schlund, Balken, Sparren, ganze Gerüste, in Todesqualen brüllendes Vieh.

Ein gelles, wahnsinniges Lachen, ein unartikulierter Schrei.

Als ob die Elemente ihr Ziel erreicht, ihre Wut gesättigt hätten, trat verhältnismäßig Ruhe ein. Die Wasser, des Widerstandes ledig, flossen glatt, fast lautlos dahin, als ob ihr Recht an diesen Platz ein uraltes, nicht ein in wenigen Minuten angemachtes wäre.

Erst die Zurufe vom Ufer, die schwankenden Lichter ermahnten Flori, daß es Zeit sei, an die eigne Rettung zu denken.

Resl überließ sich ihm willenlos. Es galt nur noch einen schmalen Seitenfluß zu durchwaten, und das Ufer war glücklich erreicht, kaum einen Büchschenschuß vom Achenbacherhof.

Die ganze Einwohnerschaft war dort versammelt, teils hilfsbereit, teils selbst auf der Flucht vor dem entfesselten Elemente.

Doch niemand achtete der Nahenden, alles drängte sich um eine Gestalt, welche, vom Schein der Fackeln und Windlichter grell beleuchtet, vor dem Hause stehend, mit den Bewegungen eines Wahnsinnigen das Rufen des Wassers über-schrie — um den alten Achenbacher.

Galb nadt, das lange, weiße Haar verwirrt, pflog er

Bwiegespräche mit den Elementen. Eine tolle Freude hatte ihn gepackt über das Vernichtungswerk um ihn her.

„Laß net aus, alter Freund! Nur her! Nur her! Zeig ihna, wer di leit' und führt! Sonst lach'n s' di grad aus, di und dein' Herrn! 'munter damit mit den Achenbachern! Reiß nieder das Sündenhaus in dein' allmächtigen Zorn, mi mit, i will net überbleib'n!“

Dann beugte er sich wieder vor, wie lachend.

„Hurra, jetzt kommt er!“ Er wankte vorwärts. „Da bin i, der Leht!“

In diesem Augenblick trat Flori in den Kreis, Resl im Arme, im triefenden Sonntagsstaat, den sie zur Probe angezogen für den kommenden Tag.

Ein heller Jubel erscholl beim Anblick des Soldaten, dem die grüne Uniform in Fegen vom Leibe hing, und des geretteten Mädchens. Fragen nach Urban und Lenz mischten sich darein.

Der Alte horchte auf.

„Der Flori und die Resl!“ schrie man ihm triumphierend über die Hinfälligkeit seines frevelhaften Fluches entgegen. Er taumelte zurück wie vor einer schredlichen, unerhörten Kunde.

„Kann das dein Will'n sein, Herr Gott da oben?“ rief er dann, beide Hände erhebend. „Dann — dann —“ Seine bebenden Hände ballten sich, eine furchtbare Rüstung schwebte auf seinen Lippen. Da brach er röchelnd zusammen.

Die entsetzte Menge umringte ihn. Flori eilte mit Resl in das Haus zur Mutter.

Burgl lag regungslos im Bett.

Flori packte die Angst, der Vorwurf, sie verlassen zu haben. Sie war wohl gestorben vor Schreck, inmitten dieses Aufruhrs.

Er machte Licht. Sie schien ganz friedlich zu schlafen. Er rief ihren Namen, rüttelte sie, da schlug sie die Augen auf, erstaut und groß.

„Flori! Ja, wo kommst denn Du her? Ja, wie is mir denn? So groß und schön bist word'n. Wie D' fort gange bist, warst ja no a Büberl — und i — ja freilich —“

Sie berührte hastig ihre eingefallenen Wangen, ihr Haar, und ließ den Blick auf den zitternden Händen ruhen.

„I bin alt und gebrechli! Aber wer is denn das?“ fragte sie dann, auf Resl deutend, die am Fußende des Bettes in völliger Erschöpfung niedergesunken war.

„Des is 's Kefel, Maatter, meine Braut, die i mir aus dem Achenbach g'holt hab'.“

Da legte Burgl die beiden Hände vor das Gesicht. Ein heftiges Schluchzen erschütterte sie.

Resl wollte sie beruhigen, doch Flori wies sie zurück.

„Einmal muas 's sein,“ sagte er zu sich selbst. „Jetzt wirst mir s' do gönna?“ begann er nach einer Weile in liebevollem Tone, die Hände der Kranken vom thränenvollen Antlitz sanft entfernend. „Wird Dir a leicht'r werd'n, wenn der Will'n erfüllt is vom Vater selig.“

In Burgls Antlitz weiterleuchtete es. Sie tastete mühsam umher.

„Ja, Du hast recht, leicht'r wird's werd'n, muas 's werd'n!“ schrie sie auf, wirr im Zimmer umherblickend.

„Wo is der Urban?“ fragte sie dann plötzlich, den Blick fest auf Flori gerichtet.

Der schwieg und senkte das Haupt.

„Er muas herkomma, glei! Hol ihn, Flori. I b'schwör' Di drum.“

Flori schüttelte das Haupt.

„Der kommt nimma, der Urban!“

„Fort? Ganz fort? Des is net mögli!“ Tödliche Unruhe ergriff die Kranke. „Tot?“ fragte sie dann, sich an die Wand zurücklehrend, mit weit geöffneten Augen.

Flori nickte. „Der Achenbach hat 'n mitg'nomma.“

Burgl sank wie leblos in die Kissen.

Draußen in der Stube lag der alte Achenbacher, der Schlag hatte ihn getroffen.

Die Natur hatte ausgetobt, keine Kunzel blieb zurück in ihrem eben noch so wulverzerren Antlitz. In erhabener Pracht senkte sich die Sonne hinter die Höhen des Westertaltes. Ihre scheidenden Strahlen huschten über die Trümmer des Lehnerhofes, spielten in roten Lichtern auf den jetzt schmeichelnden Wellen des Achenbaches; sie schlichen in die Stube zu dem toten Greis und hockten sich in seinem weißen Haar; sie entdeckten, alles durchdringend, unter Schutt, Geröll und Wurzelwerk zwei dicht verschlungene Leichen, das Brüderpaar Urban und Lenz, nach denen man bis jetzt vergeblich gesucht hatte. —

In finistère.

Reise-Aufzeichnungen von Wilhelm Holzamer.

(Schluß.)

Nicht hohe Bäume, nur hier und da vertwitterte Ulmen mit finsternen Kronen. Graue Steinhäuser. Verschwiegene, verschlossene Menschen, die heute sind, wie sie vor zwei, drei, vier- und fünf-hundert Jahren waren. Festhalten an alten Sitten, Trachten und — Anschauungen. Festhalten! das gebietet die Natur hier. Solche Gegenden, solche Bewohner bieten stets ein doppeltes Interesse: ein künstlerisches und ein sociales. Beide liegen in uns modernen Menschen im Streit. Was sich an Vergangenen, für Vergangenes in Erhaltenem zc. anschleicht, was dem Künstler den Eindruck einer starken Ausprägung und Eigenart gewährt, Bilder, die er nie vergißt, nicht äußerlich nur durch die Volkstrachten, durch die Gesichtsbildungen, durch Gebräuche, innerlich auch durch die ganze Lebensäußerung und Lebensführung, all' das, was so stark anzieht, das stößt zugleich auch ab. Wir bewerten doch den Fortschritt mehr als das Künstlerische oder Historische oder Volksartige, was es auch sei! Wir wissen — zum Menschsein gehört der Fortschritt, zur Erhöhung des Lebens und des Menschen ist er unerlässlich. Was zählt uns aber alles andre, wenn diesen Stammerhaltenen, so weit an sich und schön es sein mag, der Aufstieg fehlt und die Befreiung zur Menschenwürde. Wenn die Freiheit fehlt und das Licht der Aufklärung! Wir mögen bedauern, daß unsre Zeit und das moderne Leben so vieles gleichmacht und wegwischt, was der Erhaltung wert wäre — aber was bedauern wir mehr? Und man wird immer finden, daß ein Volksschlag, der dieses starke Festhalten am Alten — meinetwegen Volkstümlichen, Heimatlischen, aber eben Hergebrachten, hat, daß der zugleich auch dem Reinen in geistiger Beziehung, dem kulturellen Wachstum stärksten Widerstand entgegensetzt. Wie er sich in einen zu seinem Vorteil und seiner Auszeichnung bindet — durch landschaftliche, klimatische oder geographische Verhältnisse meist dazu erzogen — — so öffnet er sich zugleich auch zu seinem Schaden dem andern nicht. Ueber solchen Gegenden liegt die Finsternis, das Dunkel des Mittelalters. Die Starrheit, die die Naturen stark macht, wird zum Fanatismus, das Sichbewahren zur Enge, das Leben mit der Natur führt zum Aberglauben, das Abschließen von Erhellungen der Zeit und Lebensinbildungen zur Blindheit. Hier ist gut im Krüben fischen. Hier entsaltet der Schwarzrod sein Regiment, hier wird die Verdummung mit der Frömmigkeit großgenährt und mit dem Glauben die geistige Entwicklung niedergehalten. Hier hat das Kirchenregiment seinen festen, sicheren Boden, und daß das Kirchtliche auch das Religiöse sei, ist eine Identität, die keiner Frage und keinem Zweifel begegnet. Die Einfalt könnte hier heilig sein, wenn sie keine Dummheit wäre!

Le Conquet, die äußerste Landspitze von Finistère. Ein Fisker-dorf, wie eine Festung aufgebaut, massiv und massig. An die Steil-lüste domert das gewaltige Meer, über Felsen schäumt und spritzt es, und wo es am anmutigsten zu spielen scheint, ist es am gefährlichsten. Hier geschehen die meisten Schiffsrührge. Besät ist das Meer mit Klippen und Riffen, Felsbergen und Felseninseln, sichtbaren und verborgenen. Rings flammen die Leichter der Leuchttürme, ein Duzend deutlich erkennbar. Es ist stürmische Zeit. Die Septembertürme rücken an. Groß, groß, wild ist das Meer. Groß, betäubend sein Brausen und Donnern. Unendlichkeit, Einsamkeit! Alles verschlingend! Und brütende, unheimliche Nacht! Ein Ungeheuer der Ocean, der mit grimmer Gier zum sternlosen Himmel fliehet, dessen Wolken vor seinem Rachen fliehen, aus dem sie aufsteigen.

Es war ein wunderschöner Sommer, kein alter Holländer hätte ihn so schön malen können, den mir die dicke Fiskersfrau auf Rolène serviert hat. Und sie hat mir einen Wein dazu gegeben, der war zart wie Del und würzig wie eine Edelfrucht — und das sah aus zusammen — und das schmeckte zusammen! Aber das Meer war unbarmherzig auf der Rück- wie auf der Hinfahrt . . . Lebe wohl, mein schöner Sommer und du mein edler Sauterner der dicken Fiskersfrau von Rolène! Und auch du leb' wohl, du wohlbeleibtes Fiskerweib — an dein Häubchen denk' ich, das weiß war wie eine Kisse, und deine Wangen, die rot waren wie Mohn, und deine Augen, die blau waren, wie Bergschneeflocken, wie an einen Blumen-garten will ich an dich denken und wie an ein Liebeslied mich des Klapperns deiner Holzschuhe erinnern, wenn ich wieder einen so schönen Sommer esse und einen so edlen Wein dazu trinke, deren sich meine leibliche Zuerlichkeit dauernd erfreuen darf. . .

Es ist doch eine schöne Sache, wieder französisch um sich zu hören und zu sprechen. Denn da hinten war's fürchterlich. Wenn man sich nicht an Kinder oder ganz junge Leute wandte, wurde man überhaupt nicht verstanden. Man spricht und versteht nur bretonisch, und das: „jo ne comprends pas“ war meist das einzige Französisch, das man antworten konnte. Der Euro hat daraus sicher viel früher und ausgiebigeren Nutzen gezogen als die Republik. Wenn es auch verboten ist, bretonisch zu sprechen, so geschieht es jedenfalls doch, und sicher ist, daß nur Geistliche hierher geschickt werden können, die bretonisch verstehen. Und an solchen, die aus der Finsternis des Landes zu dem hellen Licht der Kirche auf-

gestiegen sind, fehlt's bei der verbohrtten Gläubigkeit der Bevölkerung gewiß nicht. Schön klingt das Bretonische nicht, es hat sehr viel Gurgellante und manchmal meint man, das reinste Hebräische zu hören. Ob es von dem Keltischen, das sich in Wales erhalten hat, ganz und gar oder nur durch eine mundartliche Schattierung unterschieden ist, müßten die Sprachgelehrten untersuchen. Ich habe nur ein schön hell, wohlklingendes und mir rasch verständliches „Ja“ behalten, das nicht nur unserem deutschen Ja gleich klingt, sondern ihm auch gleich bedeutet. Und es fiel mir nicht schwer, es immer statt oui zu gebrauchen. —

Kleines feuilleton.

Schneckenzüchter. (Nachdruck verboten.) Wer weiß, daß es in Deutschland einen Fleck Erde giebt, wo in Millionen von Exemplaren eine Delikatessede gedeiht, vor der sich allerdings der deutsche Gaumen mit gelindem Gruseln abwendet, die aber um so eifrigere Verehrer in Frankreich findet und einen ausschließlichen Exportartikel dorthin bildet? Es ist das Thal der obersten Donau, das Hohenzollernsche Ländchen, das sich von Sigmaringen nach Tutlingen zieht, wo die Donau, noch nicht viel breiter als ein Bach, sich ihrer munteren und ungetriebten Jugend freut, noch durch keine Abwässer und keine Industrie verunreinigt, wo sie noch wirklich die „blaue“ Donau ist, während sie nicht viel weiter bei Ulm, nun schon zum breiten Strome gewachsen, ein schmutziges Hellgrün annimmt. Dort kommt man auch an einer Brücke vorbei, die gleichzeitig preussisches und badisches Eigentum ist.

Auf den Wiesen weidet schönes buntes Simmenthaler Vieh, und die Auenhänge sind fast überall Gemeinde-Eigentum, aber trotzdem sind die Gemeinden nicht reich. Schmucklose Fachbauten, an denen man vergeblich nach hübschen Rundkronen und andren Zieraten sucht, wie man sie in Schwaben, Franken, Hessen, Thüringen findet. An Fassbauten aber fehlt es deshalb, weil der Kalkstein dazu nicht geeignet ist.

Es muß wohl das in diesen Wäldern wachsende gute Moos sein, weshalb sich die Schnecke hier so eingebürgert hat. Daß sie sich aber auch zu einem profitablen Handelsartikel eignet, das ist den Leuten hier erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit bekannt, erst seit sie von den Kommissionsären der französischen Häuser darauf hingewiesen worden sind.

Wenn die Bauern und Handwerker, die im Thal das Schnecken-geschäft in der Hand haben — es sind im ganzen etwa ein Duzend —, sich den Ehrennamen „Züchter“ beilegen, so ist das nicht ganz zutreffend. Von einer eigentlichen Zucht ist nicht die Rede. Die Schnecken werden in den Monaten Juli bis Oktober von den Schulkindern in den Wäldern gesammelt, was meistens bei Regenwetter geschieht, da dann die Schnecke aus ihrem tiefen Versteck im Moos, wo sie sonst kaum gefunden werden kann, hervorkriecht, um sich Nahrung zu suchen, — und die hohe Polizei verkündet durch Ausschellen in den Dörfern in eigner Person, wenn die Sammelzeit angebrochen ist. Was die Kinder gesammelt haben, bringen sie zu den „Züchtern“. Das Geschäft des „Züchters“ besteht nur darin, daß er in seinem Garten einen kleinen Fleck abgrenzt, ihn mit frischem, d. h. diesjährigem Moos bedeckt und ringsherum einen Drahtzaun zieht. Dieser Fleck dient den Schnecken als Lagerplatz. Bedingung ist dabei, daß sich innerhalb des Drahtzauns kein Baum, Strauch oder sonst etwas befindet, an dem die Schnecke hinaufkriechen kann. Denn geschieht dies und fällt sie dann schließlich wieder herunter, so schlägt sie sich das Haus ein, und das hat ihr Eingehen zur Folge. Auch bei einer Bretterumzäunung wäre dies der Fall; der Drahtzaun hingegen macht ihr das Emporkriechen unmöglich. Ueber das Mooslager hinweg führt ein hölzerner Steg, von dem aus das Futter gestreut wird, frisches Gras, was indessen gleichfalls nur bei Regenwetter geschieht, da die Schnecke ja sonst nicht hervorkommt.

So behält sie der Züchter bei sich bis zum Oktober. Um diese Zeit bekommt sie, weil sie sich zum Winterschlaf rüstet, zu dem sie sich in der Freiheit in die Erde zurückzieht, ihr härtestes Fett. Gleichzeitig bildet sich an der Hausöffnung der „Deckel“, jener steinharte, kalkhaltige Verschluß, durch den sie sich während des Schlafes gegen etwaige Angriffe schützt. So befindet sie sich jetzt im geeignetsten Zustande, um versendet zu werden, was in Listen geschieht. Der Preis, den der Züchter vom Zwischenhändler erhält, beruht sich für 1000 Stück. Während der Preis im Anfang 5—6 M. betrug, ist er jetzt infolge der starken Nachfrage auf das Doppelte gestiegen. Einer der Züchter, der mir die Sache erklärte, ein Zimmermann, hat es im vergangenen Jahre auf 150 000 Stück gebracht. Davon muß aber das Nissto abgerechnet werden. Denn für den Handel kommen nur solche Exemplare in Betracht, die ordentlich ausgewachsen sind, und ihr Wachstum beendet die Schnecke zwischen dem dritten und vierten Jahre, das aber auch gleichzeitig ihre Lebensgrenze bildet. So kommt es denn, daß viele Exemplare, die der Züchter den einfallenden Kindern abgenommen und bezahlt hat, bis zum Oktober an Altersschwäche sterben, und mein Zimmermann bezifferte diesen seinen Verlust in dem in Rede stehenden Jahr auf 30 000 Stück. Der Gesamtexport, der im letzten Herbst an Schnecken von der preussischen Donau nach Paris gegangen ist, wird auf eine Million Stück berechnet.

Zur Zubereitung wird die Schnecke in siedendes Wasser geworfen, dann, wenn sie gekocht ist, aus der Schale gezogen und mit Essig, Öl, Pfeffer und Salz serviert. In den mittleren Pariser

Restaurants zählt man für die kleine Portion 1 Fr. „Komische Leute, die Pariser!“ denkt mit gescheitem Lächeln der Bauer an der blauen Donau. Und wenn man ihm 1 Fr. noch zugahlte, er möchte das Zeug nicht. Die Geschmäcker sind eben verschieden. —
Heinrich Lee.

— **Die Seine-Fischer.** Ein Mitarbeiter plaudert in der „Kölnischen Zeitung“: In Paris steht das Anglerium im vollsten Flor, trotzdem die Seine jeden Augenblick von schnellen Booten und schwerfälligem Schleppschiffen aufgepöbelt wird, trotzdem die Flußwächter im letzten Jahre — statistische Zahlen machen sich ja immer gut — 16 509 Hunde, 1355 Katzen, 1630 Matten, 1712 Kaninchen, 21 Ziegen und außerdem noch eine ganze Arche Noah, darunter 1 Affe, 1 Papagei, 1 Schlange, aufgefischt haben, was einen Schluß auf die sonstige Reinheit des Wassers zuläßt. So woflig auf dem Grund, wie den Opfern von Goethes Fischerknaben, wird es also den Seinesfischen schwerlich sein. An schönen Tagen sind die geeigneten Uferstreden in kurzen Abständen von Anglern besetzt, die ihre langen Bambusstäbe mit ruhevoller Philosophie über das Wasser halten, die Federspule treiben lassen, sie wieder herausziehen und sie aus neue auswerfen, eine Beschäftigung, die zuweilen durch Erneuerung des Köders, sehr selten durch ein armes, unvorsichtiges, fingerlanges Fischchen unterbrochen wird. Unternehmendere Naturen fahren auf Rähnen in den Fluß und verantern sich an einer verkehrsfreien Stelle, einzelne Klammern sich waghalzig an Brückenpfeiler, bis das vorsichtige Auge des Gejehes sie auffenden. Fast alle die Fischer sind Angehörige der untersten Hunderttausend mit schwarzen Kappen und nachlässiger Kleidung, von alten Leuten, deren Bambusstab giätisch zittert, bis zu Knaben, die sich hier in Geduld üben. Die Mehrzahl macht den Eindruck, daß es für sie und ihre Familien, falls sie solche ohne oder mit priesterlichem Segen besitzen, entschieden vorteilhafter wäre, wenn sie ihre Zeit einer nützlicheren Thätigkeit zuwendeten. Indessen sind sie immer noch fleißig im Vergleich zu den Gentlemen, welche, die Hände in den Taschen und im Munde die Cigarette, ihnen mit schläfriger Andacht zusehen oder die sich im Schatten der Stadtmauern auf die zusammengerollte Zude zum Schlummer hingejuckt haben, Herren, denen man bei Tage am belebten Seines-Ufer lieber begegnet, als nachts in einer abgelegenen Straße. Bei einer Jagd von Auteuil bis zum Pont d'Austerlitz, die uns also durch den größten Teil von Paris und an Hunderten von Anglern vorbeiführte, nahmen wir uns als gewissenhafter Berichterstatter einmal vor, die Angelerfolge zu zählen. Bei der Jena-Brücke schnellte ein Glückspilz etwas Silberglänzendes, Zappelndes in die Höhe. Unweit des Institut de France bemerkten wir einen andren Fischzug; dort wurde an Striden ein Mann aus dem Wasser das seichte Ufer hinaufgeschleppt, ein Ausstellungsgegenstand für die Morgue; das Publikum drängte sich neugierig, aber ohne entsekte Teilnahme zusammen und ein Wiedermann, der auf dem Schiffe neben uns stand, machte einen Wis darüber, daß die Leiche Handschuhe an hatte, keine froche, cynische, sondern eine gemüßlich spazhaste Bemerkung, wie man sie bei gewohnten Vorgängen des täglichen Lebens hinwirft. Von dort bis zum Pont d'Austerlitz sah ich keinen Fischzug mehr; das Ergebnis war demnach: ein Fisch, eine Leiche. Es ist nicht zu leugnen, daß dies für die Seine einigermaßen charakteristisch ist. Daß große Meister des Angelus es indessen noch zu etwas bringen können, beweist ein Wettfischen, das kürzlich in Paris stattfand. Es dauerte von nachmittags 2 bis 4 Uhr: zahlreiche Sportliebhaber sammelten sich um die 14 Preisbewerber, deren jeder zwei Angelhasen an der Schnur führte. Der Gewinner des in 50 Fr. bestehenden ersten Preises hatte 14 Fische gefangen, der zweite Preisträger 7, der dritte 6 im Gesamtgewicht von 575 Gramm, der vierte ebenfalls 6, aber von geringerem Gewicht. Der größte Fisch, ein Notauge, wog 200 Gramm; wenn also auch etwa 300 000 solcher Fische auf einen anfängigen Walfisch gehen, so wiegt er doch wohl ein halbes hundert Lanzettfischchen auf. Und das ist kein geringer Trost, denn das Lanzettfischchen ist wissenschaftlich wichtiger als der Walfisch. —

— **Bech und Ruß.** Unscheinbare, trotzdem aber sehr geschätzte Waldprodukte sind Bech und Ruß. Keiner Stenruß, dessen Herstellung die größte Sorgfalt erfordert, weil er von sandigen und erdigen Bestandteilen völlig frei sein muß, wird im Voglande jetzt nur noch in Eich bei Trenen gebrannt, woselbst auch eine Bech-siederei sich befindet. Der Geschäftsgang der letzteren war, wie der „Leipziger Zeitung“ geschrieben wird, im Jahre 1902 ein ungünstiger. Die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse, sowie die kalte, feuchte Bitterung des vorjährigen Sommers beeinträchtigten die Produktion fast sämtlicher Branereien und dementsprechend ging auch der Bedarf an Bech zurück. Die in Oberfranken und im bairischen Fichtelgebirge bestehenden Bech-siedereien müßten dieselbe Erfahrung machen. Der Stenruß wird sowohl in den Buchdruckfarbenfabriken, wie auch in den Glanzleder- und Wachsstockfabriken verwendet und aus den harzigen Bestandteilen der Fichtenrinde gewonnen, die etwa alle zehn Jahre vorsichtig von den Bechrisen der Bäume abgehakt und mühsam gesammelt werden müssen. Bei nicht genügender Vorsicht wird das Wachstum der Bäume gefährdet. Am stärksten wurde die Ruß-brennerei früher im nordöstlichen Voglande, in der Rodewitzer Gegend betrieben, wo auch die Butten, in denen der Ruß gesammelt und verlastet wurde, von geübten Arbeitern hergestellt wurden. Der Kohlenruß, der früher aus dem minderwertigen Bech erzeugt wurde, wird jetzt wohl lediglich aus böhmischer Braunkohle gewonnen. Während ehemals die gefüllten Rußbutten meist im Hausierwege ver-

trieben werden mußten — der „Aufhüttenmaa“ spielte früher im Erzgebirge und Vogtlande eine gewisse Rolle, — ist heutzutage der Maß ein beachtenswerter Handelsartikel, der sowohl bei den Einfuhr- wie Ausfuhrziffern in die Erscheinung tritt. —

Anthropologisches.

k. Ueber den Menschen der Steinzeit hielt Dr. R. Munro auf der Southport tagenden Jahresversammlung der „British Association“ einen interessanten Vortrag, in dem er folgendes ausführte: So lange man glaubte, daß der „homo sapiens“ eine besondere Stufe in der organischen Welt einnähme, dachte niemand daran, Beweise für seinen Ursprung und seine Entwicklung in vorgeschichtlicher Zeit zu suchen. Wenn dieser Glaube auch vor 50 Jahren durch die Lehre von der organischen Entwicklung modifiziert wurde, so hatte man doch noch lange keine vernunftgemäße Erklärung darüber, wie der Mensch seine unterschiedenden charakteristischen Eigenschaften erwarb, und auch heute noch gehört sein Ursprung und seine Entwicklung zu den dunkelsten Problemen der Anthropologie. Schon 1893 hatte Munro die Hypothese vertreten, daß der Ursprung der höheren geistigen Kundgebungen des Menschen ursprünglich der Erlangung der aufrechten Haltung zu verdanken sei, die ihm die Möglichkeit gewährte, daß in einer neuen Phase des Daseins Intelligenz und mechanische Geschicklichkeit die herrschenden Faktoren wurden. Die Folge war, daß die natürlichen Mittel der Verteidigung und Selbsterhaltung durch Geräte, Waffen und Werkzeuge ersetzt wurden, und von nun an hing die Wohlfahrt dieser neuen Zweifüßer von ihrer Fähigkeit ab, die Gesehe und Kräfte der Natur zu verstehen und nutzbar zu machen. Mit der Zeit erkannten sie den Wert der Urteilskraft als wahre Quelle der erfinderischen Geschicklichkeit, und dies hatte wieder eine stetige Zunahme der menschlichen Intelligenz und Gehirnmasse zur Folge. Die Annahme der aufrechten Haltung und die sich daraus ergebende Zunahme der Intelligenz erzeugte sichtbare Wirkungen in der Größe und Form des Schädels und aus mehr oder wenigen mechanischen Gründen auch der Kiefer, Zähne und des Sinnes. So hatte man zwei deutliche Linien, wie die Untersuchungen über die Geschichte der Menschheit in der Vergangenheit zu führen waren; denn wie der menschliche Schädel im Vergleich zu dem des Affen in Form und Rauminhalt auffallenden Veränderungen unterworfen war, ehe er den normalen Typus der modernen civilisierten Rassen erreichte, so zeigten auch die sinnreichen Erzeugnisse der Menschenhand eine stetige Verbesserung. In der That war die Spur der Menschheit mit den abgelegten Waffen und Werkzeugen bestreut, die von Zeit zu Zeit andern, wirksameren Platz zu machen hatten. Diese allgemeinen Sätze erläuterte Dr. Munro an einigen außerordentlich interessanten menschlichen Ueberbleibseln, die in der Hauptsache der späteren paläolithischen Periode in Europa angehören. Sie sind unter den Küchenabfällen einer Jägertrasse gefunden worden, die Höhlen und Felsen in Frankreich, in der Schweiz, im Süden von England und in andren Teilen Europas bewohnten. Zu den merkwürdigsten Gegenständen, die an diesen Orten gefunden wurden, gehören Darstellungen verschiedener Tiere, geschnitten und gemeißelt auf Elfenbein, Horn, Knochen und Stein. Die Zeit, die verfloßen ist, seitdem die paläolithischen Künstler und Jäger lebten, umfaßt die ganze Dauer des geschichtlichen, Eisen-, Bronze- und neolithischen Zeitalters, und dazu einen Zwischenraum zwischen der neolithischen und paläolithischen Stufe, dessen Länge unbekannt ist. Von den späteren Entdeckungen dieser menschlichen Ueberbleibsel ist das Felsenobdach von Schweizerbild bei Schaffhausen eins der besten Beispiele, da seine Ueberreste zeigen, daß sich hier ständig Scharen umherirrender Jäger von der paläolithischen bis zur Bronzezeit einstellten. Der Erforscher dieser Fundstätte, Dr. Müsch, hat die Meinung vertreten, daß das Alter der ersten menschlichen Ueberreste 20 000 Jahre wäre. Da die hier und in der Höhle von Neckerloch gefundenen Ueberreste denen entsprechender Orte in Frankreich sehr ähnlich sind, so könnte diese Schätzung auch auf letztere angewendet werden. Munro stimmt mit Müsch überein, daß das erste Erscheinen des Menschen in der Nordschweiz etwa 20 000 Jahre zurückliegt. —

Kulturgeschichtliches.

— Prähistorische Roggen-Funde. P. Paz vermehrt in 80. Jahresbericht der „Schles. Ges. f. vaterl. Kultur“ die so geringe Zahl prähistorischer Funde des Roggens um einen weiteren, sichergestellten Fall; sie haben das Resultat ergeben, daß annähernd in derselben Periode, in welcher die Bewohner Jütlands Weizen und Gerste bauten, in Schlesien der Roggen bereits bekannt war. An und für sich erscheint diese Thatfache in Verbindung mit den beiden andren Fundstellen vorgeschichtlichen Roggens in Oberitalien und Olmiüt nicht gerade auffällig, zumal auch andre Thatfachen dafür sprechen, daß die alte römische Handelsstraße wie die Bernsteinstraße, welche über die niedrige Schwelle der mährischen Moräne aus dem Donautiefthal ins Oderthal führte, in ihren Anfängen sich zurück verfolgen lassen bis in Perioden, welche weit vor der Zeit historischer Ueberlieferungen liegen. Paz konnte durch das Mikroskop unzweifelhaft nachweisen, daß verholzte Getreidekörner, welche bei Camöje im Kreise Neumarkt in einem feinen Ursprung nach etwa in das sechste Jahrhundert zurückreichenden Funde gemacht wurden, unzweifelhaft dem Roggen angehören. („Globeus“.)

Aus dem Tierleben.

— Zutrauliche Tiere. G. Kalbe schreibt in der Wochenschrift „Merthus“ (Altona-Ottensen. Chr. Adolff):

Wie zutraulich freilebende Tiere, besonders auch Vögel, dem Menschen gegenüber werden können, sobald sie merken, daß man ihnen wohl thut, beweisen die Finken und Meisen im Hofgarten zu Würzburg. Derselbe ist dem Publikum täglich geöffnet, und fall alle älteren privatifizierenden Damen und Herren Würzburgs sind dort Stammgäste. Die meisten dieser Besucher machen es sich zu einem besonderen Vergnügen, die den Garten bewohnenden Finken, Meisen usw. zu füttern. Diese Tierchen sind hierdurch allmählich so zahm geworden, daß sie sich auf die ausgestreckte Hand des Spaziergängers setzen und die gereichten Körnchen aufspiden. Viele sind so dreist, dies auch bei solchen Leuten zu thun, die den Garten zum ersten mal betreten. Es macht unendliches Vergnügen, das Treiben dieser kleinen gefiedereten Gesellen so ganz in der Nähe zu beobachten, wie z. B. ein dider Fink — did und fett sind die Vögel dort alle — seine erlörene Ehegattin gegen einen aufdringlichen Nebenbuhler verteidigt, oder ein Blaumeisenbüchchen im Genuß der Flitterwochen schmeigt, während die zahlreichen Amseln und Drosseln ihr Flötensonzert aufführen. Bestimmten Stammgästen des Gartens folgen die Vögel auf Schritt und Tritt, oder sie finden sich zu bestimmter Zeit an Lieblingsplätzen der betreffenden Personen ein. Fast noch merkwürdiger und wohl ganz vereinzelt dastehend ist ein Fall, von dem ich zwar nicht Augenzeuge gewesen bin, der mir aber durch den sehr glaubwürdigen Mund eines alten Naturfreundes während meines Aufenthaltes in Leipzig erzählt wurde. Im Connewitzer Holze steht eine alte Eiche mit einer Bank darunter. Dorthin kam täglich ein einsamer Spaziergänger — ein alter Mann — um auf der Bank sein Frühstück zu verzehren. Ihn kannten die Eichhörchen der Umgegend sehr gut und wußten ganz genau, daß beim Frühstück für sie etwas abfiel. Sie kamen deshalb alle auf der Eiche zusammen, kletterten hinab zu dem alten Manne, saßen ihm auf den Schultern und knien und ließen sich füttern. Bei Annäherung fremder Personen stob die ganze Schar auseinander. Auch von Wildschweinen kann ich etwas Aehnliches berichten. Als Schulnabe festelte im Fürstl. Schwarzburgischen Wildpark ein gewaltiger Keiler meine Aufmerksamkeit. Derselbe war so zahm, daß er uns hindern Mais aus der Hand fraß. Die übrigen Tiere bewiesen sich wohl auch zutraulich dem sie fütternden Wärter gegenüber, nicht aber so gegen Fremde wie jener Keiler. —

Humoristisches.

— Das Gefährlichere. Kellner: „Was weinst Du denn, Fritz?“

Piccolo: „Ach, der Gast da hinten, der vorhin über sein Beefsteak geschimpft hat, daß es so hart sei, hat mir einen Bierunterfaß an den Kopf geworfen.“

Kellner: „Na, das ist doch nicht so schlimm, sei froh, daß Du's Beefsteak nicht an den Kopf gekriegt hast.“ —

— Automobilistischer Seufzer. „Es ist schrecklich, daß Deine Tante jetzt Automobil fährt, Märchen! Bei ihren früheren Besuchen war man durch den Fahrplan einigermaßen vorbereitet und konnte sich mit Erfolg beschäftigen, aber heute ist man keinen Augenblick vor ihr sicher.“ —

— Aus der Amtskanzlei. Justizrat: „Müller, Sie haben in dem letzten Aktenstück „Thron“ ohne h geschrieben. Wenn Sie sich noch einmal unterstellen, am Throne zu rütteln, können Sie sich wo anders ein Unterkommen suchen.“ („Meggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Emil Rosenow's vieraktige Komödie „Kater Lampe“ wird nächstens im Berliner Theater aufgeführt. —

— „Der Sturmgeselle Sokrates“ von Hermann Sudermann ist die nächste Novität des Lessing-Theaters. —

— Ein neues Lustspiel von Arthur Pserhofer „Die Diplomatin“ wurde bei seiner Erstaufführung im Kasseler Hoftheater freundlich aufgenommen. —

— Die Symphonie-Abende der Igl. Kapelle (Dirigent Felix Weingartner) sind für die kommende Spielzeit folgendermaßen festgesetzt: 9. Oktober, 18. Oktober, 6. November, 20. November, 4. Dezember, 18. Dezember, 8. Januar 1904, 9. März, 20. März, 21. April. —

— In der Wiener Hofoper geht am 4. Oktober Nedbals Oper „Fauler Hans“ erstmalig in Scene. —

— Der musikpädagogische Kongress in Berlin ist auf den 18., 19., 20. und 21. Oktober verschoben worden. —

— Im Bödlin-Kabinett der Nationalgalerie ist gegenwärtig ein neuer Bödlin „Römische Maiseier“ zu sehen. —

— Die Münchener Seceffion wird in den nächsten Monaten im Künstlerhause eine Ausstellung veranstalten; auch eine Sammelausstellung der Quittolgruppe sieht bevor. —